

Koffer, die ein Fremder im Hotel abgegeben und nicht wieder geholt hatte. Eine Kasse ist in der Kasse im Ganzen ausgebrochen; sämtliche Waffenhändler haben anverkauft, jeder Waffenhändler läßt elektrische Klingeln anbringen und die Parterresenster vergittern. Der angelegte Schreiber war elegant gekleidet, einen falschen Bart und eine Perrücke hatte er im Gebüsch verloren; er versichert, nichts ausfragen zu wollen und sich bei nächster Gelegenheit zu töten.

Ein geheimnisvoller Mord ist am 7. d. in Kopenhagen begangen worden. Ein älterer, rother Mann wurde in seiner Wohnung tot aufgefunden, mit zwei großen Wunden am Kopfe. Neben ihm lag sein werter Geldbeutel, dagegen war in der Wohnung nichts geraubt, und der Ermordete hatte auch seine goldene Uhr noch bei sich. Bares Geld fand man in der Wohnung nicht, wohl aber Wertpapiere und verschiedene Postarbeiten. Man hat im Zimmer eine Blutspur und ein Gefäß mit von Blut gefärbtem Wasser gefunden. Vom Mörder fehlt jede Spur.

Der bekannte amerikanische Petroleumkönig John Rockefeller, der Stifter der Universität Chicago, hat dieser abermals eine Million Dollar geschenkt, so daß durch seine Generosität diesem Institut die Summe von 3 600 000 Dollar zugeflossen ist. Die neue Schenkung geschah infolge einer Bitte der Direktoren der Universität zur Ausführung der im größten Maße gehaltenen weiteren Pläne. In Verbindung mit der Universität wird der Bau einer Seemannsschule geplant. Die Gesamtsumme der von Rockefeller bisher zugewendeten Schenkungen und Legate beträgt 7 000 000 Dollar. Die vor einem Jahr eröffnete Anstalt zählt zur Zeit 119 Professoren und Lehrer und 600 Studenten. Von Rockefeller wird berichtet, er habe während der letzten drei Jahre an amerikanische sowie fremde Korporationen und Vereine zu erzieherischen und wohltätigen Zwecken über 5 000 000 Dollar verteilt. So reich wie die jugendliche Universität Chicago ist weder eine ihrer älteren Schwestern noch eine der ältesten Universitäten Europas.

Gerichtshalle.

Berlin. Eine Angelegenheit, die recht deutlich zeigt, mit welchen Kappellen mitunter die kostbare Zeit der Gerichtshöfe vertriebt werden mag, beschaffte am Mittwoch die 5. Strafkammer des Berliner Landgerichts I in der Verhandlungssitzung. Auf dem freien Felde in der Nähe des Zentralviehhofes vergnügte sich eines Sonntags ein Mann aus dem Volke damit, einen „Drachen“ steigen zu lassen. Er hatte sich selbst ein verächtliches Windpfeifen-Luftgerüst hergerichtet, das Anblick des Drachens mit buntem Fitterrahmen bestellte und freute sich über das stauische Emporkommen des Seglers der Höhe. Seine Sonntagsgäste wurde aber arg geküßt, denn als er die an dem Erdboden befestigte Winde einen Augenblick außer acht gelassen hatte, machte sich ein böser Wude das Vergnügen, die „Strippe“ zu durchschneiden und den Drachen zum Fallen zu bringen. Der empörte Besucher desselben widelte scheinunglos die Strippe auf und machte sich an die Verfolgung des enteilenden Wiffelbäters. Den Drachen selbst überließ er der Obhut dreier Knaben, die er dat, das Spielzeug aufzubewahren bis er zurückkehren würde. Die Jungen hatten bei Abgabe des Besprechens gewiß nicht die Idee gehabt, das Spielzeug bis zum jüngsten Tage warten wollten und als eine Stunde vergangen war, ohne daß der glückliche Besitzer des Drachens wieder zum Vorschein kam, da sahen sich die drei Jungen mit Blicken an, als wollten sie sagen: „Hier steht wir nu mit das Talent und können's nicht vernieren.“ Der eine der drei Drachenhüter fand aber doch einen Weg der Verwertung: er machte den Vorschlag, das Urtier zu erlegen und sich in die Beute zu teilen, und so kam es, daß nach kurzer Zeit des Drachens blutende Gestalt grauam vernichtet war. Der eine der treulosen Hüter trug das glänzende Fell als Siegesbeute nach Hause, der andere hatte das Rückgrat erhalten, der dritte begnügte sich mit dem traum gebogenen Rohrstod, der die „Buden“ zu stande brachte. Aus dieser kleinen Sonntagsgene ent-

wickelte sich gegen die drei Jungen eine hochnotwendige Anklage wegen Diebstahls bezw. Unterschlagung, bei deren Erledigung der ganze gerichtliche Apparat mit Staatsanwalt und Verteidiger in zwei Instanzen in Bewegung gesetzt wurde. Das Schöffengericht hielt nämlich die drei selbständigen Drachenhüter für schuldig und belegte sie mit Rücksicht auf ihre bisherige Unbescholtenheit mit einem Beweise. Der eine der Jungen hatte aber nicht Lust, mit diesem „Fled auf der Ehr“ zellebens herum zu wandern; er legte deshalb Berufung ein und so hatte sich denn auch noch die 5. Strafkammer mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen. Der Gerichtshof schloß sich der Ansicht des Verteidigers dahin an, daß den drei Jungen zweifellos jede Ahnung von der Strafbarkeit ihres Kampfes mit dem Drachen gefehlt habe. Das erste Urteil wurde daher aufgehoben und der Angeklagte freigesprochen.

Aus dem Schwarzwalde.

Durch die stets zunehmenden Verkehrswege droht den Sitten des Schwarzwaldes der langsame Untergang. An Stelle der schönen und molerischen Tracht treten städtische Kleider. Herr: Pfarrer Dr. Hans Jakob und dem Schwarzwaldmaler Herrn Halemann in Gutsch gebührt das Verdienst, die Veranlasser zur Gründung eines Vereins zu sein, der sich die Aufgabe stellt, mit allen Kräften und Mitteln, die ihm eintrifft, die Verführung zu verhindern, dahin zu wirken, daß die Volkstrachten, die heimatischen Sitten und Gebräuche der Bevölkerung erhalten bleiben. Am Schlusse des Jahres wurde nun in Verfolgung dieses Zweckes eine Versammlung nach Hansbach einberufen. Geleitet wurde dieselbe von Herrn Oberamtmann Lang in Wolfach, welcher der Versammlung einen Statutenentwurf zur Beratung unterbreitete. Anwesend waren Beamte, Geistliche, Bürgermeister der umliegenden Ortschaften, Lehrer und andere angehende Persönlichkeiten, die reges Interesse bezeugten. Einstimmig wurde die Gründung eines Vereins unter dem Namen: „Verein zur Erhaltung der Volkstracht in Gutsch-Kingggau“ konstituiert. Als Zweck und Ziel wurde ins Auge gefaßt: „Erhaltung der Volkstrachten, Pflege der Liebe zur Heimat, Pflege der heimischen Gebräuche und Sitten.“ Sämtliche Teilnehmer an der Versammlung erklärten sich sogleich bereit, dem Vereine beizutreten. Unter den Anwesenden befand sich auch Herr Hofrat Prof. Dr. Besagel, der Präsident und Förderer des Schwarzwald-Vereins. Es ist der innigste Wunsch, daß der Verein auch in anderen Teilen des Landes Anklang findet und von allen Seiten sich einer wohlwollenden Unterstützung erfreuen möge; denn wahrlich, es ist ein edles Ziel, um das gekämpft wird, ist es wert, daß — soweit die deutsche Zunge klingt — für den Verein von allen Seiten werthbäre Hände sich regen. Gilt es doch, die allhergebrachten Lebensgewohnheiten in Brauch und Sitte und damit die Poesie des Schwarzwaldes zu erhalten und wieder neu zu beleben.

Cornelius Herz.

In einem französischen Provinzialblatt, dem „Patriote des Ardennes“, veröffentlicht ein Herr Marius Tallon, der den Heiden der Panama-Affäre, Dr. Cornelius Herz, seit langen Jahren gekannt hat, folgende Mittheilungen über dessen Lebenslauf. Cornelius Herz ist kein Deutscher, er ist vielmehr 1845 in San Francisco geboren. Sein Vater, ein geborener Bayer, war in Grenoble ein kleiner Buchhändler oder Buchbinder gewesen, hatte sich dort mit einer Französin, Adelaide Friedmann, verheiratet und war dann nach Amerika ausgewandert. Cornelius' Eltern wurden in San Francisco, wo sie eine Papierhandlung errichteten, vermögende Leute und ließen ihrem Sohne eine glänzende Erziehung geben. Nach Beendigung seiner Gymnasial- und Universitätsstudien in Amerika ging Cornelius als approbierter Arzt nach Heidelberg, um sich dort zu vervollkommen. In Heidelberg arbeitete er fleißig und amüsierte sich viel. Er hatte es gut; denn von den Seinen erhielt er monatlich 1000 Frank. Ohne seine medizinischen Studien zu vernachlässigen, beschäftigte er sich eifrig mit den

Künsten, namentlich mit Musik; er war ein vorzüglicher Pianist. Im Jahre 1868 verliert seine Eltern in Vermögensverfall und verarmten, und der auf's Trockene gelehte Heidelberger Student wendete sich nach Paris. Die vielen Kunstgegenstände, mit denen er seine Heidelberger Studentenbude geschmückt hatte, Gemälde, Bronzen u. s. w., sein geliebtes Piano, alles verkaufte er und bezahlte seine Gläubiger. Dann wanderte er zu Fuß nach Paris, ohne Gepäck, ohne Geld, hier und da die Mühseligkeit in Anspruch nehmend, in einem unbefriediglichen Glend. In Paris angekommen, infolge der Entschörungen gebrochen, hatte er den Einfall, in der Rivoli-Apothek vorzusprechen und um Beschäftigung zu bitten; er hoffte sich durch seine Kenntnis der französischen und englischen Sprache und durch seine medizinischen Erfahrungen nützlich zu machen; man möge ihn beliebig beschäftigen und ihn bezahlen, wie man wolle. Mein Prinzipal, Herr Morge, fühlte mit dem armen Kerl Mitleid, und da er einen riefigen Neufundländer besaß, mit dem er selbst sich nicht viel beschäftigen konnte, so mietete er den ehemaligen Heidelberger Studenten als Hundewärter. Ich sehe Cornelius Herz noch, wie er den Hund in der Seine wusch, ihm sein Futter bereite und ihn spazieren führe. Der Hund war glückselig, und sein Herr nicht minder, letzterer war aber auch dankbar für das Frankstück, das er außer seiner Beschäftigung täglich bekam. Als einige Tage später mein Prinzipal bei seiner Familie auf dem Lande weilte, erzählte mir Herz in einem Französisch, von dem Wände hätten einstürzen können, seine Lebensgeschichte. „Weißt du“, schloß er, „ich will natürlich nicht mein ganzes Leben Hundewärter sein, ich will in Paris meine Studien vollenden und meinen Doktor machen. Wenn du einige medizinische Bücher hast, leihe sie mir. Hast du vielleicht auch naturwissenschaftliche Werke? Die Gelehrtheit interessiert mich besonders, die Gelehrtheit ist das große X des 19. Jahrhunderts.“ Ich ließ meinem neuen Freunde die wenigen Bücher, die ich besaß, und versprach ihm mehr zu besorgen. Dann dat Herz mich, ob er sich nicht einen Augenblick vor das Piano im Salon setzen dürfe. Ich habe nichts dagegen, und er spielte aus dem Kopfe Stücke von Haydn, Beethoven, Mendelssohn, Schubert und Mozart; er entlockte dem Piano Töne, wie ich sie noch nicht gehört hatte. Als ich am andern Tage meinem Prinzipal erzählte, was ich vernommen hatte, wollte dieser den zu bewundern musizieren hören; aber dieser weigerte sich, in seiner oberflächlichen Kleidung zu erscheinen; so kleideten wir ihn denn, und sein Spiel entzückte jedermann. Zwischen den einzelnen Stücken, die er vortrug, wurde geplaudert, und dabei ließ er geschickt seine geistige Bedeutung erkennen. Er war ein kluger Kerl. Der frühere General-Inspektor des Sanitätswesens der Armee, Dr. Gahou, nahm sich seiner an, und schon vom folgenden Tage ab gestattete Herr Morge, daß Herz einige Stunden täglich für seine Prüfung zum Assistenzarzt sich vorbereiten dürfe. Bald fand Cornelius Herz mit unserer Hilfe anderweitige Beschäftigung. Nicht lange darauf ward er Assistenzarzt in Chaumont und verheiratete sich. Seine erste Ehe war eine Thorheit. Seine junge Frau war zwar völlig ehrbar; aber sie war eine ungebildete Feinmädchen, arm, und in sozialer Beziehung tief unter dem Mann stehend, der sie heiratete. Sie war streng katholische Bretonin, er Jude. Die Vermählung fand auf der amerikanischen Seefahrt statt. Ich war der Zeuge des Ehemannes, und ich kann nur lächelnd daran zurückdenken, wie diese Ehe zwischen einer Katholikin und einem Juden vor einem protestantischen Gelehrten in Gegenwart von religionslosen Zeugen geschlossen wurde. Der Heiratmonat war von kurzer Dauer. Die zweitausend und einige Hundert Frank, die ihm Kofalie mitbrachte, schwanden dahin wie eine leichte Schneedecke vor der Frühlingssonne. Herz konnte sich moderne Kleider und für 800 Frank verschiedene ärztliche Instrumente. Dann begann das Glend. Nach einiger Zeit begegnete ich mit zwei Kameraden am Pont-Neuf unserm Cornelius Herz; er war in einer unbefriediglichen Verfassung. Seine Kofalie hatte er nach London geschickt, wo sie Haushälterin oder Bonne werden sollte! Er hatte Hunger. Wir gingen mit ihm in eine

Weinreihe und ließen ihn frühstücken. Er fragte: „Dann gaben wir ihm jeder einige Sous u. o. s. i. b. e. i. n. e. Die Ereignisse des Kriegsjahres hatten uns getrennt und niemand dachte an Cornelius Herz, als eines Tages die Pariser Zeitungen meldeten, daß Cornelius Herz zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden sei als Belohnung für die thatkräftigen Dienste, die er sich erworben hatte, indem er ganz allein ein Feldlazarett einrichtete. Das war 1871. Sieben Jahre später erlöhren wir abermals durch die Blätter, daß Herz wegen seiner Verdienste als Veranlasser einer Gelehrten-Ausstellung zum Offizier der Ehrenlegion ernannt sei. Befremdlich hat er es in seiner rapiden Karriere bald auch zum Großoffizier der Ehrenlegion gebracht. Seitdem habe ich Herz vier- oder fünfmal in Paris wiedergesehen. Welche Veränderung war mit ihm vorgegangen! Das war nicht mehr mein Hundewärter, nicht mehr der Gatte der Feinmädchen Kofalie, nicht mehr mein Gast aus der Weinreihe! Mein früherer Kamerad war ein großer Mann geworden. Politiker, Finanzmann, Gelehrte und Industrielle folgten ihm wie einem Spender reicher Gaben. Er erzählte mir, daß er, nachdem Kofalie 1871 gestorben, sich wieder verheiratet, daß er eine zahlreiche Familie habe, daß er stets viel gearbeitet habe und noch sehr viel arbeite, daß er eine große Stellung in der Gesellschaft sich errungen. Das ist der Mann, der ganz Frankreich jahrelang „an der Strippe“ hatte!

Quintes Allerlei.

Als Kuriosum teilt man aus Gießenheim mit, daß im abgelaufenen Jahre unter 20 daseibst vorgekommenen Geburten nicht weniger als 28 männliche Sprößlinge waren. Als Gegenstück ist hinwieder aus Gießenheim zu vermelden, daß in dieser Gemeinde von 39 vorgekommenen Geburten nicht ein einziger Knabe zu verzeichnen ist. Die beiden Gemein den können später einmal hinsichtlich der Verheiratung einander aus helfen!

Eine amerikanische „Gesellschaftsdame.“ Eine in Peoria erscheinende Zeitung schreibt: Vor ungefähr einem Jahre arrangierte in Peoria mit den Prominenten, die jede Gelegenheit benutzte, die ihnen zum Glänzen geboten wird, eine Frau Katharine Howe einen sogenannten „Vollständigen“, dem sie den Namen „Kirmeh“ beilegte. Katharine imponierte durch eine edle Dreistigkeit namentlich den Blaustrümpfen, die ein Ideal in ihr erblickten. Obgleich sie mager war wie ein Windhund und häßlich wie eine Vogelscheuche, machte sie mit ihrer Raffinerie doch Furor. Daß sie gerade kein sauberes Pfänzchen ist, zeigte sich, nachdem sie ihren faulen Hauber ausgepleist hatte. Pünktlich, die sie angelegt, wurden einfach nicht bezahlt, und Männer, die ihr Rechnungen präsentierten, wurden von der schneidigen Katharine mit Klätschen traktiert, die einem Schweinehälber alle Ehre gemacht haben würden. Es stellte sich auch heraus, daß sie Brantwein trinken konnte wie ein Matrose. Katharine ist kürzlich im Staate New York wegen verschiedener Straftaten verhaftet worden, und bei der Untersuchung hat es sich herausgestellt, daß sie ein Mann in Frauenkleidern ist und eigentlich Gennes heißt.

Im Augenblick. „Bist du fertig, liebe Marie?“ — „Im Augenblick, Männchen, nur die Handtücher.“ — „Er (für sich): Jeder zwölf Knöpfe, jeder Knopf drei Nieten, na, da habe ich noch fünfviertel Stunden zu einer Tarotpartie frei!“ (Verschwindet.)

Sammer. „Denken Sie sich, Herr Doktor, mein Mann liegt, nachdem wir von der Silberfeier nach Hause gekommen sind, ganz regungslos da... er spricht nicht... er stöhnt nur... er hat einen glühend heißen Kopf... es ist ein entsetzlicher Sammer!“ — „Ja, dafür halte ich es auch!“

Aus der Instruktionstunde. Wachtmeister: „Wißt ihr überhaupt, was ein Bier ist? Ein Bier ist ein vierfüßiges Geschöpf, dem jeder von euch Schafstapfen auf den Rücken danten soll, daß es ihn auf seinem Rücken duldet.“

gelegt, erzählte sie ihr die kleinen Erlebnisse ihres Besuches.

Sie hatte den neuen Jüngling so vollständig vergessen, als ob er nie vorhanden gewesen wäre, er aber hatte sie nicht vergessen.

Während der ganzen Dauer der Reistunde stand das entzückende Bild, das sich seinem Auge in Greshams Studienstube geboten, vor seiner Seele. Das Mädchen, dessen Augen ihn an alle spanische Bildnisse erinnerten, welche er in seiner Kindheit gesehen, dessen Haar so schwarz, daß es im Sonnenschein bläulich schimmerte, das Mädchen, dessen Bewegungen und Stellungen so ungezwungen und doch von so mäterlicher Anmut waren, dessen Stimme einen so süßen liehen Klang hatte, wollte ihm nicht aus dem Sinn. Wachte auch Gresham Reginald einen Knaben nennen, so hatte er das tropische Klima vergessen, in welchem jener geboren und aufgewachsen war, ein Klima, unter dem Leib und Seele sich eben so rasch entwickelten, wie die Pflanze in dem glasbedeckten Treidhause, welche einer vorzeitigen Reife und Frucht entgegengetrieben wird. Reginald Delamare hatte in seinem neunzehnten Jahre den Knaben langst hinter sich gelassen, und darin lag des ehwürdigen Nils Gresham Irrtum.

Reginald Delamare befand sich noch immer unter diesem Banne, als er mehrere Tage später, wo er in dem etwa eine Meile von der Rektorei entfernten Walde einen Spazierritt machte, Ida Chaloner einholte, die sich bis dahin nur wenig um ihn kümmerte.

Sie ging mit langsamem und elastischen Schriten den Pfad entlang; aber ihre Schultern

war ein leichter Schwall geworden, und ihr einfaches Baumwollkleid war gerade kurz genug, um ihren feinen, zierlichen Fuß zu zeigen, klein genug, um in Achsenbröckeln vergeblichen Pantoffel zu schlüpfen. Ihr Kopf war unbedeckt, sie trug den dreitronigen Strohhut an den Bändern über ihren linken Arm gehängt, ihre Wangen waren leicht geröthet, während ihre Augen gleich Sternen unter den langen Wimpern hervorleuchteten. Reginald sah sie mit einem Blicke bewundernder Verehrung an. Für ihn war sie ein lebendes Bild — ein wandelndes Gedicht.

In diesem Augenblicke durch den gedämpften Hufschlag des Poney auf dem moosigen Wege aufmerksam geworden, wendete sie den Kopf um und lächelte.

Reginald sprang vom Pferde und den Fägel über den Arm werfend, kam er an ihre Seite.

„Darf ich Sie begleiten, Miß Chaloner?“

„Ja, wenn Sie an einem so heißen Tage das Gehen dem Reiten vorziehen.“

„Das eben nicht, aber es —“

„Ach“, entgegnete Ida trocken, „ich sehe schon, Sie beschäftigen, mit einer Schmeichelei zu sagen.“

Keine Schmeichelei, die einfache Wahrheit. Die Wahrheit mag vielleicht zuweilen wie eine Schmeichelei klingen, Miß Chaloner.“

Nennen Sie mich doch nicht Miß Chaloner.“

Seine Augen glänzten bei dieser, wie er annahm, offensbaren Annäherung zu einer größeren Vertraulichkeit.

Sie finden es zu formell?“ fragte er.

„Mir ist es gleich, eines ist so gut wie das andere.“ antwortete sie, „aber Herr Gresham

liebt es nicht. Jedermann nennt mich einfach Ida.“

„Jedermann!“ Reginald Delamare biß sich auf die Lippen bei dem Gedanken, daß er auf dieselbe Stufe gestellt werden sollte, wie jedermann.

„Herr Gresham ist Ihr Onkel, nicht wahr?“

„Nein“, sagte Ida, „er ist mir nicht verwandt. Ich habe überhaupt keine Verwandte.“

„Ich auch nicht.“

„Nicht?“ fragte Ida, ihn mit einiger Teilnahme ansehend. „Wie kommt das?“

„Ich weiß nicht. Vermuthlich sind sie alle gestorben.“

„Sind ich glaube, die meinigen haben nie existirt.“

„Ist das wahr?“

„Nein, ich sehe das nicht ein.“

Reginald nachdenklich. „Mir macht es keinen Kummer.“

„Ja, weil Sie reich sind.“

„Und Sie?“

„O“, sagte Ida freimüthig, „ich bin so arm, wie — Hiobs Kabe, wenn Sie einen richtigen Begriff davon haben, wie arm das ist. Ich habe auch gar nichts. Wenn ich den Schuhband oder eine Stange Kanbis-Jücker haben möchte, muß ich Frau Gresham bitten, mir zwei Cent's zu geben. Es muß häßlich sein, wenn man reich ist.“

„Aber“, erlaubte sich Reginald zu sagen, „das lautet sehr sonderbar; würden Sie es unbeschneiden finden, wenn ich Sie bäte, mir Ihre Geschichte zu erzählen?“

„Die ist kein Geheimniß“, sagte Ida bitter; „jedermann in Deepdale weiß, wie freudlos und

verlassen ich bin, ich hänge ganz von der Güte derer ab, an die ich auch keinen Schatten von Ansprüche zu machen habe.“

Und dann an einen moosbedeckten Felsen gelehnt, während die verzeiglichen Strahlen der scheidenden Sonne über ihr Gesicht huschten, erzählte sie ihm die seltsame romantische Geschichte ihres Lebens.

„Ich empfand es niemals, so lange ich ein Kind war“, sagte sie traurig. „In der That, ich hatte kaum daran gedacht, bis in diesem Frühjahr, wo Frau Gresham, als die anderen alle ausgegangen waren, eines Tages mit mir darüber sprach und mir sagte, daß es für mich Zeit werde, ernstlich an meine Zukunft zu denken. Zukunft! Ich mag nicht daran denken. O, ich wollte, ich hätte immer ein Kind bleiben können.“

rief sie, während ihre Augen sich mit Thränen füllten. „Kommen Sie, wir wollen weiter gehen“, sagte sie, ihren Strohhut aufhebend, der zur Erde gefallen war. „Ich mag nicht mehr darüber reden.“

„Das begreife ich wohl“, erwiderte Reginald, die Fägel des Pferdes nehmend, das während dessen friedlich das frische Wald, ras abgeweidet hatte. „Aber, Ida, es freut mich, daß Sie mit dies alles erzählt haben.“

„Warum?“

„Ist es nicht ein Zeichen des Vertrauens gegen mich?“

„Vertrauen? Durchaus nicht“, verlegte Ida kurz. „Habe ich Ihnen denn mehr erzählt, als was jedes Kind in Deepdale weiß?“

„Aber nicht aus Ihrem Munde?“

„Das macht keinen Unterschied.“

„Warum?“

„(Fortsetzung folgt.)“